Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 25 (1943)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 22. April 1943 — Erscheint jeden Freitag — 25. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fiss A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postscheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postscheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat stellte fest, daß eine Erhöhung des Milchpreises noch nicht gerechtfertigt sei. — In Zürich fand eine zweitägige Tagung für Arbeitsbeschaffung statt, an der u. a. Bundesrat Kobelt sprach. — Das Fürstenpaar von Liechtenstein ist zum Besuch beim Bundesrat in Bern eingetroffen. — In Birmensdorf bei Baden stürzte ein britischer Bomber ab.

Kriegswirtschaft: Mit sofortiger Wirkung werden die Coupons J und M der ganzen und JK und MK der Kinderkarte für je ein Ei als gültig erklärt, damit erhöht sich die Zuteilung für den April auf acht Stück. Der Coupon V2 berechtigt ferner zum Bezug von 100 Gramm Fleisch, ohne daß gleichzeitig Sauerkraut gekauft werden muß.

Ausland

U. S. A.: Das Leih- und Pachtgesetz ist auch auf Saudi-Arabien, das für die Verteidigung Amerikas sehr wichtig ist, ausgedehnt worden.

Zwischen England und Italien ist ein Gefangenenaustauschzustandegekommen. Es handelt sich diesmal um eine Repatriierung auf Grund der Genferkonvention.

Deutschland: Dr. Goebbels hielt zum 54. Geburtstag Hitlers wieder eine Rede, in der er erklärte, der Krieg habe sein härtestes Stadium erreicht, ein Ausweg sei noch nicht abzusehen. Auch Marschall Göring richtete an Volk und Wehrmacht einen Aufruf. — Die Deutschen melden, daß sie im Walde bei Smolensk auf Gräber von etwa 10.000 polnischen Offizieren gestoßen seien, die von den Russen im Frühling 1940 ermordet worden seien. Die Russen dagegen verwahren sich gegen die Anschuldigung und behaupten, die Polen seien 1941 den Deutschen in die Hände gefallen, es handle sich lediglich um Propaganda. Die polnische Regierung in London hat daraufhin das Internationale Rote Kreuz ersucht, die Sache zu untersuchen, was wiederum in Rußland Mißfallen erregte. Die Offiziere wurden tatsächlich seit 1940 vermißt.

Türkei: General Wilson, der Oberkommandierende der britischen Streitkräfte im Mittleren Orient ist in Ankara eingetroffen, zu Besprechungen mit den Chefs des türkischen Generalstabes. Sie werden auf Grund der Besprechungen in Casablanca und Adana erfolgen. — Der deutsche Botschafter von Papen hat sich nach Berlin begeben.

Norwegen: Ministerpräsident Quisling besuchte Reichskanzler Hitler und besprach mit ihm „großgermanische" Ziele. — In Norwegen tritt ab 20. April ein allgemeines Reiseverbot in Kraft. — Verschiedene Angebote Schwedens, norwegische Kinder und Angehörige jüdischer Familien aufzunehmen, wurden von der deutschen und der Quisling-Regierung abgelehnt.

Frankreich: Die Städte Le Havre, Dieppe, Cherbourg sollen evakuiert werden. Auch in Paris wird die Schuljugend aufs Land evakuiert.

Die schwedische Regierung hat in Berlin einen scharfen Protest erhoben, nachdem kurz nach dem Untergang des U-Bootes „Ulven" ein anderes schwedisches U-Boot von einem deutschen Handelsschiff beschossen wurde. — Studenten von Upsala haben eine Resolution gefaßt gegen den Transit deutscher Truppen durch Schweden.

Der spanische Außenminister Jordana erklärte in einer Rede, Spanien sei bereit, seine guten Dienste zur Wiederherstellung des Weltfriedens anzubieten.

Im japanischen Kabinett erfolgte eine Umbildung. Außenminister wird Shigemitsu. Innenminister Generalleutnant Kisaburo Ando. Tojo übernimmt das Erziehungsministerium, damit wird die Struktur des Kriegskabinettes verstärkt!

Kriegsschauplätze

Rußland: Hier haben auf beiden Seiten noch keine großen Kampfhandlungen begonnen. Nur im Raume von Kuban leiteten die Russen Angriffe ein, die die Deutschen veranlaßten, bedeutende Verstärkungen aus der Krim herbeizuschaffen.

Nordafrika: In Tunesien hat sich nun der Krieg ins Gebirge verschoben, die Alliierten kämpfen sich mühsam gegen die deutschen Abwehrnester vor. Sie kämpfen von Medjez el Bab und von Pont du Fahs her um die Zufahrtsstraßen nach Tunis. Dabei haben die amerikanischen und französischen Truppen im Sektor Pont du Fahs die zwei wichtigsten Schlüsselstellungen erobert, die Achte Armee hat bei Enfidaville, von wo die deutsche Verteidigungslinie nach dem Cap Serrat im Norden verläuft, den Durchbruch erzwungen, die Achte Armee scheint nunmehr den Angriff gegen Rommels Küstenflanke führen zu wollen.

Asien: Die Chinesen konnten nordöstlich von Canton einen japanischen Angriff abwehren, auch im Norden von Canton haben sich schwere Kämpfe entwickelt.

Luftkrieg: Die RAF richtete besonders schwere Angriffe gegen die Bosch und Daimlerwerke in Stuttgart und bombardierte ferner Cherbourg, Le Havre, Spezia. Auch Pilsen, Ludwigshafen Mannheim und Bremen erlitten durch alliierte Bomber schweren Schaden. In Burma unternahmen amerikanische Bomber Angriffe auf sieben von den Japanern besetzte Dörfer in der Gegend von Foul Point, auf die Insel Akyab, auf den Eisenbahnknotenpunkt Naba in Oberburma und auf die Küste der Halbinsel Myu. Die Russen warfen Bomben ab über Königsberg, Danzig und Tilsit, die Deutschen über England, besonders über Chelmsford.

Seekrieg: Im Atlantik fand ein heftiger Kampf zwischen deutschen U-Booten und britischen Flugzeugen statt, wobei mehrere der U-Boote beschädigt oder versenkt wurden, die Italiener melden die Versenkung eines britischen Zerstörers, im Mittelmeer wurden zwei italienische Zerstörer versenkt. An der englischen Küste fand ein Seegefecht statt zwischen deutschen Schnellbooten und britischen Seestreitkräften, von einem weitern Seegefecht an der holländischen Küste melden die Engländer die Versenkung eines feindlichen Kutters.

Gott, der du uns verstoßen und zerstreuet hast und zornig warest, tröste uns wieder! Der du die Erde bewegt und zerrissen hast, heile ihre Risse; denn alles wankt. Hartes hast du dein Volk erleben lassen, mit Taumelwein uns getränkt. Doch hast du denen, die dich fürchten, ein Banner aufgepflanzt, dahin sie sich flüchten können vor dem Bogen, auf daß gerettet werden deine Geliebten; hilf uns mit deiner Rechten und erhöre uns! Psalm 60, 1—7

Ostern 1943

Der Ruf des Auferstandenen

(zu Johannes 21, 1—17)

Allmorgendlich wieder aufgeboten zum Begegnen mit Menschen: Jeden Tag neu angefordert, Freude mitzufreuen, Leid mitzuleiden, Schuld mitzuverantworten, Unrecht mitzuvergeben, Glück mitzuempfinden, Jammer mit zu durchzittern! Leser des Frauenblattes, wer du auch seiest, wo immer dein Dienst sich vollzieht: nimm in die Werkstatt oder in den Fabriksaal oder das Bureau oder in Heim und Garten, wo du deine Mitverantwortung an den Menschen ausübst, diese Zeilen als Gruß und als neues Aufgebot!

*

Vernimm: über dem wogenden Meer von Menschenwillen und von Gegenwillen und von Gelüsten und Widerständen ist der herrische Befehl ausgesprochen zur Einordnung. Höre auf die gebieterische Stimme, die vom Ufer aus über das Meer befiehlt. Diese Stimme überläßt das Gewoge nicht sich selber. Sie ruft auf zum Eingriff. Menschen sollen herausgenommen werden und sollen Eigentum des Herrn der Meere und des Herrn über Himmel und Erde werden. Jesus läßt sich aus dem Meer des Zufalles Menschen ans Land bringen und in seinen Besitz.

Jener Jünger, von dem es heißt „der Jünger, den Jesus lieb hatte" und jener andere Jünger, von dem es heißen möchte, „der Jesus lieb hatte", die beiden sind die Gestalten im Vordergrund des Frühmorgens am See Genezareth:

Danach offenbarte sich Jesus abermals den Jüngern an dem Meer bei Tiberias. Er offenbarte sich aber also: es waren beieinander Simon Petrus und Thomas, der da heißt Zwilling, und Nathanael von Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und andere zwei seiner Jünger. Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will hin fischen gehen. Sie sprechen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und traten in das Schiff alsobald; und in derselben Nacht fingen sie nichts.

Da es aber jetzt Morgen war, stand Jesus am Ufer; aber die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war. Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes, so werdet ihr finden. Da warfen sie, und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische.

Die lähmende Erfolglosigkeit ihrer Arbeit am Meer ist behoben! Ihre eigene Müdigkeit und Niedergeschlagenheit weicht weg! Und jener Jünger, von dem es heißt „welchen Jesus liebhatte", der merkt den Zusammenhang, und er erkennt durch das Morgendämmern den am Strand Stehenden. Und augenblicklich veranlaßt Petrus die Wendung zum Land, zum Herrn hin. Dort zählen sie die Fische. Die Zahl mag die Anzahl der nach damaliger Kenntnis bekannten Fischsorten bedeuten: es sind somit „aller Gattig" eingefangen; der Herr weiß jegliche Lebens- und Menschenart in Beschlag zu nehmen. Meine nie: die oder jene Art von Gesinnung oder Temperament taugt für den Christusglauben nicht. Ihm ist niemand unmöglich.

Da spricht der Jünger, welchen Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der Herr! Da Simon Petrus hörte, daß es der Herr war, gürtete er das Hemd um sich (denn er war nackt) und warf sich ins Meer. Die andern Jünger aber kamen auf dem Schiff (denn sie waren nicht ferne vom Lande, sondern bei zweihundert Ellen) und zogen das Netz mit den Fischen. Als sie nun austraten auf das Land, sahen sie Kohlen gelegt und Fische darauf und Brot. Spricht Jesus zu ihnen: Bringet her von den Fischen, die ihr jetzt gefangen habt! Simon Petrus stieg hinein und zog das Netz auf das Land voll großer Fische, hundertunddreiundfünfzig. Und wiewohl ihrer so viel waren, zerriß doch das Netz nicht.

Und nun bietet der Herr seinen Boten die Gastgemeinschaft. Ehe sie ihn baten, hatte er für sie das Mahl zurechtgerüstet bereit: das Kohlenfeuer glüht ihnen entgegen, und darauf sind die Fische zugerichtet, und Brot liegt dabei. Und er läßt sie ihre Gabe mitdazubringen, so daß die Mahlzeit von seinen und ihren Fischen zusammen ausgemacht ist.

Schweigend genießen sie das Mahl; ohne ihn zur Rede zu stellen, lassen sie sich von ihm den Dienst eines Gastgebers gefallen:

Spricht Jesus zu ihnen: Kommt und haltet das Mahl! Niemand aber unter den Jüngern wagte, ihn zu fragen: Wer bist du? denn sie wußten, daß es der Herr war. Da kommt Jesus und nimmt das Brot und gibt's ihnen, desgleichen auch die Fische. Das ist nun das drittemal, daß Jesus offenbart ward seinen Jüngern, nachdem er von den Toten auferstanden war.

Wer du auch seiest, Schwester, und wo immer deine Ratlosigkeit Menschen gegenüber oder deine Eigenwilligkeit sich auswirkt, dir und den dir Anvertrauten zur Last: schaue aus nach diesem Gebieter aller Welt und aller Menschheit. Rufe ihn flehend an um die Gunst, daß er dir aufs offne Meer hinaus Zuruf und Befehl gönne. Erbitte dir, daß du in seinem Namen und für seinen Namen unter die Menschen gehest!

Er wird dann dein Tagwerk adeln. Er wird ihm Bedeutung verleihen, wird deinen Ausgang und Eingang segnen. Das Bild vom Menschenfischer genügt nicht, um den Boten Christi zu kennzeichnen; er würdigt uns des Vergleiches mit dem Hirten:

Da sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: Simon Jona hast du mich lieber, denn mich diese haben? Er spricht zu ihm: Ja Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Lämmer!

Petrus ist der dreifache Verleugner. Er erhält in Jesus' Fragen dreifache Berechtigung zum Ausgleich:

Spricht er wieder zum andernmal zu ihm: Simon Jona, hast du mich lieb? Er spricht zu ihm: Ja Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Spricht er zu ihm: Weide meine Schafe! Spricht er zum drittenmal: Simon Jona, hast du mich lieb? Petrus ward traurig, daß er zum drittenmal zu ihm sagte: Hast du mich lieb? und sprach zu ihm: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich liebhabe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe!

Das soll der Knecht Christi ganz genau wissen, daß er um des Herrn willen zu den Leuten geht. Er soll es ja nicht aus Liebhaberei oder aus Zuneigung vornehmen. Wie bitter artet doch jede vorübergehende Hilfeleistung in Haß und Mißverstehen aus, sofern ein „Hirtenamt" von Mensch zu Mensch angemaßt wurde ohne Vollmacht! Aber wenn ein für allemal feststeht, daß du nicht von dir aus vorgeht, sondern von ihm, dem Herrn aus, dann gewährt er Schutz.

Von dem zum Kreuz Verurteilten hatte sich Petrus distanziert, — der auferstandene Gekreuzigte nimmt ihn zu sich. Manche von uns haben sich jahre-, jahrzehntelang von dem Christusnamen distanziert, — der große allezeit Gegenwärtige holt uns alle ein. M. Sp.

Die Kaffeebüchse

Von Ruth Waldstetter

Marie Mättler schritt das steinige Sträßchen hinab, das ins Dorf führte. Sie trug ihren Sonntagsstaat, obwohl es Werktag war, einen schwarzen Strohhut mit einem zerknitterten Blümchen in der Schleife und ein dunkles Kleid aus grobem Wollstoff mit weitem Rock und enger Taille. In dem hochzugeknöpften Gewand wurde ihr heiß beim Schreiten, obwohl es abwärts ging.

Es war ein strahlender Junimorgen. Die Blumenwiesen zu beiden Wegseiten standen noch ungemäht; sie blühten in allen Farben von rotem Klee, weißen Margritensternen, blauen Ehrenpreisen und goldenen Habnenfuß. Marie Mättler warf einen kundigen Blick über die Pracht und auf die wohlbestellten Kartoffeläcker zwischen den Wiesen. Aber ihre gefurchte Stirn erhellte sich nicht. Sie gebärdete sichtbarlich einer Sorge nach. Wohl war ihr heutiger Gang keine Vergnügungsreise; aber sie hatte in ihrem kümmerlichen Leben schwerere getan. Heute wurde ihr ja der Sohn zurückgegeben, der seit einem Unfall beim Holzen zu Wintersende im Spital lag. Der Arm, der ihm fast abgequetscht worden war, lahmte zwar noch; aber der Arzt hatte völlige Heilung versprochen, und nach vielen Schmerzen kam ihr der Beni, ihr einziger Witwentrost, wohl noch schwach, aber doch als ganzer Mann zurück. Sie freute sich auf ihn, wie ihr altes, vom harten Sorgenleben bedrücktes Herz sich noch freuen konnte. Sie war allein der Arbeit auf dem verschuldeten kleinen Berggut nicht mehr aufgekommen. Ein paarmal hatte die Sohnsbraut ausgeholfen, am Abend erst, denn sie schaffte tagsüber im Gasthof an der Bahnstation; sie war selbst nur eine Waise, die sich durchschlagen mußte. Marie hatte es ja für ihren Einzigen höher im Sinn gehabt: eine währschafte Bauerntochter von einem der kleineren Hofgüter, nicht eine, die ihr Brot verdiente im Tal unten und zur Feldarbeit kam in städtischer Kleidung und mit einem Lockenkopf. Es ließ sich zwar weiter nichts gegen Clärl sagen; sie war fleißig und flink und griff überall an. Aber es wurmte Marie, daß eine Untergebene den Beni haben sollte und das Gütchen, für das sie selber sich dreißig Jahre lang abgerackert hatte, wenn es auch nur war, um die Zinsen herauszuschlagen und Werkzeug und Saatgut zu kaufen.

Marie trottete durchs Dorf, gab da und dort kurden Gruß zurück und sagte auf die Frage, wohin des Wegs, „Beni holen", ohne den Schritt zu hemmen. Bei der Post stand schon das gelbe Auto, das zweimal des Tages zur Bahnstation rollte. Marie ging zu Fuß; sie hätte es für eine Sünde gehalten, in gesunden Tagen zu fahren. Sie hatte schon die paar Franken für die Rückreise mit dem Sohn aus Käßlein und Schiebladen zusammenkratzen müssen.

Aber Maries Sorgenmiene galt nicht der teuren Reise. Ihr tönte ein Wort des Arztes im Ohr, das er zu ihr gesagt hatte bei ihrem letzten Spitalbesuch. „Nächste Woche können wir die Fahrt riskieren; zu Hause macht Ihr dem Sohn dann einen guten Kaffee zur Stärkung." Ja, der gute Kaffee. Sie hatte selber schon lang keinen mehr gesehen. Teuer war er geworden; oft verschwand er überhaupt aus den beiden Handlungen im Dorfe, und wer nicht Vorrat hatte aus den besseren Zeiten, der trank eben Geißenmilch oder Tee aus selbstgedörrten Kräutern. Marie wurde den Gedanken nicht los, daß sie es hätte über sich bringen sollen, eine vermögliche Nachbarin um ein paar Körner Kaffee zu bitten für die Rückkehr des Sohnes. Die kleine Gabe wäre ihr nicht verweigert worden. Aber bitten fiel ihr schwer; es wollte ihr immer weniger über die Lippen, je länger sie in die Schule des Lebens ging. Sie wußte wohl, daß die Nachbarin noch jahrelang erzählt hätte, wie sie in der schlimmsten Zeit ihren Kaffee mit der armen Marie Mättler geteilt habe, aus Barmherzigkeit. Ohne es selber zu merken, war Marie mit ihren Gedanken aus den Selbstvorwürfen zu einem Bitten gelangt, das ihr leichter fiel als eine Rede an die Nachbarin, zu einem Stoßseufzer des Herzens. Kommte nicht ein kleines Wunder geschehen, ein Kaffeewunder? Oder nur ein glücklicher Zufall sich ereignen? Daß die Nachbarin des Wegs herauskäme, oder sonst eine Bekannte mit einem Korb voll Ware am Arm, mitten drin ein Kaffeepäckchen? Jetzt hätte sie ihr Anliegen über die Lippen gebracht. Denn es kam ihr vor, als ob zur Rückkehr des Sohnes alles mangle, wenn der duftende, stärkende Trank fehlte. Wohl hatte sie seit langem zum erstenmal ein Bällchen Butter aufgestellt, Käse dazu; Eier von der schwarzen Gluckere lagen im Teller und fette Geißenmilch stand in der Schüssel. Aber was war das ohne Kaffee? Mochte der Sohn überhaupt etwas anrühren nach der langen Reise, wenn er sich nicht erst stärken konnte am kräftigen Getränk? Marie Mättler sah die gemalte Kanne auf dem Tisch, sie roch den würzigen Duft, der durch Stube Küche und Kammer und bis vors Haus zog; alles Behagen, wie sie's dem Sohn doch auch im kleinen Berggut bereitet hatte an Sonntagen und an Feierabenden, hätte er im Kaffeegeruch wieder gefunden.

Während Marie den Fußweg hinuntertappte mit großen Schritten in den gewichsten Sonntagsschuhen, dachte ihr Herz: „Nur ein wenig Kaffee, ein wenig Kaffee grad für eine Kanne, und ich will gewiß dankbar dafür sein." Sie war am Waldiaum angelangt, wo sie sonst auf der Schattenbank gern einen Augenblick ausruhte. Die Bank war leer. Doch in der Mitte lag ein kleiner Gegenstand, allein und verlassen. Marie Mättler betrachtete das Ding trotz ihrer Eile. Sie betastete es; das Papier war feucht vom Tau. Das Päckchen mußte seit abends da gelegen haben. Marie nahm es in die Hand, sie entfernte die Hülle. Sie starrte auf die kleine Büchse in ihren Fingern, sie wandte sie um und um, sie ging weiter — der Zug wartet nicht — und hatte die Dose in der Hand. Ihre Füße schritten von selber vorwärts; sie war schon ein ganzes Stück Wegs von der Bank entfernt, als sie stillstand und zurücksah. Jetzt würde sie fünf Minuten verlieren, wenn sie umkehrte. Vom Tal her hörte sie die Geräusche des Bahnhofs. Sie ging weiter. Sie trabte dahin, das Päckchen in der Rechten. Sie öffnete den schwarzen Wollbeutel, der ihr am Arm hing, und stopfte die Dose hinein.

Als sie im Zug saß, verzehrte sie munter ein Stück Brot und Käse. Ihr war froh zu Mut.

Am späten Nachmittag kam Marie Mättler mit ihrem Sohn im Berggütli an. Sie hatten sich gar oft ausruhen müssen zwischen der Posthaltestelle und dem Häuschen hoch überm Dorf. Nun saß Beni am Tisch und sah sich in der Stube um, als wäre er jahrelang fort gewesen. Wie Marie mit dem Kaffee hereinkam, sagte er: „Aber Mutter, was machst dir für Mühe!" — „He, ich hab' selber auch gern einmal ein Käffeli", meinte sie. „Du hast's dir am Ende noch lang zusammengespart?" — „Da hab' du nur keine Sorge", sagte sie und lachte auf den alten Zähnen.

Wir Frauen

bilden die Hälfte der Bevölkerung. — Wir tragen die Hälfte der Verantwortung. Und zwar tragen wir diese Verantwortung unbeeinflußt von der Tatsache, daß die Stellung von uns Frauen in der Oeffentlichkeit immer noch unabgeklärt ist, und daß die Diskussionen darüber steten Schwankungen unterworfen sind, je nachdem das Konjunkturbarometer steht oder fällt. Wir wissen, daß nach dem Krieg, wenn wieder mehr Hände als Arbeit vorhanden sein werden, die Erwerbstätigkeit der Frauen auf jenen Gebieten, in denen sie heute so wertvolle und geschätzte Arbeit leisten, zum größten Teil wieder sehr umstritten sein werden. Unbeeinflußt von all diesen Meinungsstreitigkeiten steht unverrückbar fest die tiefernste Verpflichtung von uns Frauen, alles, was uns an ureigensten Kräften verliehen worden ist, dranzusetzen, damit die Seele im Menschen nicht verkümmere, und damit da, wo sie getreten wird, sie sich wieder erheben könne zum Licht. Wir haben die Atmosphäre zu schaffen, damit sie leben und gedeihen kann, und diese Atmosphäre — wir wissen es genau — hängt zum kleinsten Teil von äußerem Wohlleben ab. Vielleicht ist gerade das äußere Wohlleben und der Drang, das Streben darnach schuld, daß unsere Welt vielfach seelisch so arm geworden ist. — Und weil wir das wissen, wollen wir uns auch mühen, den materiellen Sorgen den Platz anzuweisen, der ihnen gebührt. Wir haben uns bereits an mancherlei Einschränkungen gewöhnen müssen, weitere werden dazu kommen. Es kann ja nicht anders sein, als daß bei der steten ungeheuren Vernichtung aller Werte unsere Generation einer großen Verarmung entgegengeht. Davon wird auch unser Volk nicht ausgenommen sein. Das darf aber nicht unser größter Kummer sein. Gerade diese zwangsläufige Entwicklung soll uns Gelegenheit geben, die geistigen Güter wiederum nach ihrem wahren Wert zu messen, den Beweis zu erbringen, daß echte Kultur nicht mit gemünztem Gold zu bezahlen und nicht von ihm abhängig ist.

Clara Nef

(Aus ihrem Vortrag: „Besondere Verpflichtungen von uns Frauen für heute und nach dem Kriege".)

Lebensprobleme

II.

Zur Frage der Ehe

Das Erste, was uns hier auffällt, ist das: die Auskünfte, die uns unsere Mädchen hierüber geben, sind viel spärlicher als die über den Beruf. Wohl deswegen, weil für sie die Probleme des Berufes im allgemeinen aktueller sind. Ehefragen beschäftigen vor allem die, die im Begriff sind, eine Verlobung oder eine Ehe einzugehen. Was bedeutet ihnen die Ehe?

Sie ist „ein Geschenk Gottes", „die letzte Erfüllung des Lebens", „der Idealzustand der Frau", „das schönste Ziel und die natürliche Aufgabe für ein Mädchen".

Auch hier wieder wird mit Wahrhaftigkeit an diese Frage herangegangen. Man sagt sich nicht mehr gegenseitig vor, die junge Frau könne es ebenso gut ohne den Mann machen und die Familie sei ihr ja nur eine Last. Ehelosigkeit wird als schwerer Verzicht empfunden, den man allerdings tapfer zu leisten hat und auch leisten kann, wenn er verlangt sein sollte. Aber er ist auf keinen Fall das Natürliche und Erwünschte, denn „in jedem Mädchen lebt die Sehnsucht und das Verlangen, einem Menschen etwas zu sein und die Ergänzung des eigenen Ichs zu finden". Was die Ehe der Frau im umfassendsten Sinne bedeuten kann, wird einmal sehr schön gesagt: „In der Ehe findet die Frau die schönste Erfüllung ihres Frauseins, weil sie da am meisten helfen und heilen und lieben kann." Aber gerade deshalb soll die junge Frau nicht leichtsinnig den Schritt in die Ehe wagen, ohne Verantwortung sich selber, dem Ehepartner und den kommenden Kindern gegenüber. Sie soll sich ernstlich prüfen, ob sie diesen einen Mann heiraten kann und will oder nicht. Eine Ehe einzugehen nur aus Angst, eine alte Jungfer zu werden, ist restlos verpönt.

Das junge Mädchen ahnt, wie unendlich viel Ehenot aus solchen Verbindungen hervorgehen wird. Es weiß aber auch, daß es ihm verboten ist, sein ganzes Leben durch eine Flucht vor den eigenen Schwierigkeiten und durch billige Lösungsversuche, die keine sind, gänzlich zu verpfuschen. Denn wenn man schon einmal eine Ehe eingegangen ist, so handelt es sich jetzt um eine „lebenslängliche Angelegenheit". Probeehe, Kameradschaftsehe, freie Liebe — alle diese „Verbindungen" werden von den weitaus meisten unserer Mädchen abgelehnt. Man durchschaut sie in aller Nüchternheit und weiß, daß sie keine Dauer verbürgen: „Ich würde nie eine außereheliche Bindung eingehen, sie wäre mir zu unsicher und unbeständig". Denn die Ehe ist kein momentanes Fest, sondern eine lebenslängliche Aufgabe, sie verlangt gegenseitiges Vertrauen, viel Selbstüberwindung, den Mut und die Bereitschaft, gemeinsame Sorgen und die Fehler des Ehepartners in Liebe zu tragen. „Eine Ehe hat sich erst recht in der Ehe als solche zu bewähren, flammende Liebe allein verbürgt noch keine Ehe." „Die Ehe ist kein Ehehafen, sondern erst recht Arbeit an sich selbst, Opfer und Bereitschaft zur Gemeinschaft."

Weil unsere jungen Mädchen das wissen, werden sie sich sehr überlegen, mit wem sie eine Ehe eingehen: „Ein verlängerter Flirt ist keine Ehe, und mehr als ein Flirt ist nicht möglich, wo man in den meisten Anschauungen auseinandergeht." Wo man aber diese „lebenslängliche Angelegenheit" auf sich genommen hat, sind nun auch die Nöte, die Opfer, das Verzichten, das sie mit sich bringt, zu tragen: „Wer einmal geheiratet hat, sollte nicht so schnell und leicht an Scheidung denken." „Wenn Schwierigkeiten kommen, ist nicht die Scheidung das Erste, sondern das Ausharren." Aber gerade beim Bedenken dieser Schwierigkeiten wird es den meisten Mädchen bewußt, daß die wirkliche, durchreifende Hilfe nicht in ihnen selber liegt. In schwersten Stunden, die alle erahnen, hilft kein eigenes, noch so bemühtes Wollen mehr.

Und das führt uns auf die letzte Frage, die wir uns hier stellen wollen:

Was denken unsere Mädchen über Religion?

Zunächst das eine: für fast alle ist es eine Selbstverständlichkeit, die hingenommen und im seltensten Falle diskutiert wird: Religion ist der christliche Glaube. Ob auch andere Religionen in Frage kommen könnten, wird in den allerwenigsten Fällen überlegt. Erst innerhalb dieser Einschränkung gilt dann freilich auch das andere: daß es doch nicht so sehr auf die Art des Glaubens ankomme als darauf, daß wir überhaupt glauben, damit unser Leben geregelt werde und einen Inhalt bekomme: „Es kommt ja nicht so sehr darauf an, was wir glauben, als wie wir handeln" (nämlich christlich!). „Ein Christentum der Tat, an den Brüdern, ist wichtiger als die Erfüllung gewisser Aeußerlichkeiten."

Ohne „Religion" aber kann man sich das Leben gar nicht vorstellen: „Sie gibt dem Menschen Gesetze, weist ihm die Schranken und gibt ihm Halt. Durch sie wird unser Leben geregelt und erhält Zweck und Sinn". Oder: „Der Mensch, der an sich egoistisch ist und sich selber durchsetzen will, braucht ewige Richtlinien!" „Wir Jungen brauchen in unserem Leben eine Kraftquelle, die uns hilft und nie aufhört." Alle diese bisher erwähnten Aussagen über Religion sind allgemeiner Art. Sie sind gedanklich überlegt, noch verrät nichts das eigene Erleben.

Ein starkes persönliches Erleben des christlichen Glaubens ist, naturgemäß, seltener. Man kann und sollte nicht von ganz jungen Menschen verlangen, daß sie einen ganz und gar unerschütterlichen, reifen christlichen Glauben ihr eigen nennen und über eine sie von Grund auf erneuernde Bekehrung verfügen. Um aus einer wirklichen Verzweiflung an sich selber heraus seine Hilfe bei Christus zu suchen und an sehr schweren Erlebnissen so zu lernen, braucht es sehr viel innere Reife und vor allem — Gnade! Wir spüren beides in dem, was uns eine unserer Emigrantinnen sagt: „In sehr schweren Tagen war der christliche Glaube das Einzige und Letzte, woran ich mich klammerte, das Einzige, was in dem furchtbaren Zusammensturz um mich her unverändert vor mir stand und deswegen das Einzige, das mir helfen konnte. Es war nur der Glaube, die Kirche, zu der wir gehören, hielt sich zurück. Was ich ohne diese innere Kraftquelle getan hätte, weiß ich nicht. Es ist aber jetzt noch so: wenn ich mich vor etwas ängstige und mir nicht zu helfen weiß, habe ich in meinem Glauben meinen Beistand und Trost; ich hoffe aber sehr, daß ich ihn nicht nur zum Tröster in schweren Stunden gebrauche oder fast mißbrauche. . . .".

Man sollte jungen Menschen, die „noch nicht so weit sind", nicht deswegen Vorwürfe machen. Das Einzige, was wir in diesem Alter erwarten und auch finden können, ist dies: ein Warten und eine Bereitschaft für Gott und sein Wirken. Ist das nicht ehrlicher, wahrhaftiger, als ein dogmatisch einwandfreier Glaube, der einem jungen Menschen gleichsam aufgepfropft wird und gar nicht seinem Wesen und seiner innersten Ueberzeugung entspricht?

Keines ist da, das die Frage nach Gott nicht bewegen würde: „Gott, den ich so sehnlichst suche!" Aber man will nicht Gott für seine eigenen Zwecke mißbrauchen, wenn man noch nicht voll und bedingungslos an ihn glauben und ihm vertrauen kann: „Ich denke, es sei besser, ohne den lieben Gott das rechte Ding zu tun, als ihn als Deckmantel zu benützen."

Aber es ist dasselbe Mädchen, das uns ein wenig später sagt: „Im übrigen geht es mir wie vielen, vielen Leuten, die glauben oder wissen, daß es schön wäre, einen festen sicheren Glauben zu haben ... vielleicht müßte es mir ganz schlecht gehen, damit mir Religion wieder etwas bedeuten könnte."

So ist es auch in diesen entscheidendsten Fragen, wieder dieselbe, ehrliche Haltung, die gleiche Wahrhaftigkeit, die uns schon überall begegnete. Es sind nicht die Schlagwörter, nicht die „Führer", die zählen, sondern das eigene Erleben.

Wir, die wir in unserer Arbeit tagtäglich dieses Bemühen erleben, freuen uns darüber. Wir wissen wohl, daß unsere jungen Mädchen ein in mancher Hinsicht „gefährliches" Leben vor sich haben. Aber das ist unsere Ueberzeugung: eine Jugend, die den Mut zur Wahrheit und zum Leben hat, kann nicht untergehen.

Lydia Schäppi.

Von Kindern, vom Krieg und vom lieben Gott

Dem Titel nach könnte es ein Märchen sein. Aber es ist kein Märchen, ist nahe und natürliche Wirklichkeit. In einem kleinen Bergdorf gehen die Kinder zur Schule. Ihrer siebzehn sind in der Oberschule, die 11- bis 14jährigen; kleine und größere, flinke und plumpere, lustige und schwerfällige. Sie helfen zu Hause in der freien Zeit auf dem Feld, im Stall, im Garten, beim Holzen, in der Küche — barfuß im Sommer und festbeschuht im langen, strengen Winter kommen sie tagtäglich in ihr kleines Schulhaus, das doch so groß ist; denn es ist weit herum sichtbar, so frei gesetzt auf die Kuppe mit dem weiten Blick, und auf seinem Dach sitzt das Glockentürmchen mit der Dorfuhr und der helläutenden Glocke, die von gewissenhaften Schulkindern — als wären sie der Sigrist selbst — zur rechten Zeit geläutet wird mit Seilzug in richtig ernster Anstrengung.

Der Lehrer kennt sie gut, sind doch schon ihre Eltern zumeist zu ihm zur Schule gegangen, und seine Aemter und Aemtlein, in denen er väterlicherweise auch sonst noch der Gemeinde seine Dienste gibt, führen ihn oft genug mit Freuden und Sorgen der Erwachsenen zusammen. Und auch die Kinder kennen ihren Lehrer gut; sie merken ihm wohl an, wenn er an ihrem Eifer Freude hat oder betrübt sein muß ob diesem oder jenem Ungeschick. Sie mögen ihn, weil sie seine Liebe wohl spüren, auch wenn sie es kaum wissen werden, an was es eigentlich liegt, daß man es so gut und recht zusammen hat.

Doch weil sie es so gut zusammen können, der Lehrer und seine Schulkinder, kann es der Lehrer auch wagen — er tut es nicht zu oft — seinen Schülern ernste und gar nicht leichte Fragen vorzulegen. Und er kann sicher sein, daß sie ihm Antwort geben, ehrlich und unverstellt und ernsthaft, weil es um ernste Dinge geht.

Was nun noch folgt, das ist ein Weniges aus Frag und Antwort, wie sie dies Schärlein Schüler und seinen Lehrer beschäftigt haben. 27 Fragen hat der Lehrer aufgeschrieben und seinen Schülern Stille und Zeit im Schulraum gelassen zur Niederschrift der Antworten. Ein Besprechen all der Fragen hat nicht stattgefunden, so daß ein Jedes einfach auf sich selber angewiesen war. Hier eine Auswahl aus Frag- und Antwortwerk:

Auf die Frage:

Wer hat schon am Abend vor dem Einschlafen oder des Nachts, oder beim Beten, oder wenn er krank war, über den Krieg nachgedacht? — haben 15 Kinder mit: Ich — geantwortet.

Was hast du vom Krieg gedacht? hieß es. Und da kam es treuherzig zutage: Wenn es nur in der Schweiz keinen Krieg gibt; sie sollten doch wieder einmal Frieden schließen; ich wollte, der Krieg wäre bald fertig; wie haben es die Krieger im Winter? das sei nicht recht, daß die Länder Streit haben; wie es die Kinder haben, wenn das Haus kaput ist; ich studierte, wie nahe der Krieg bei der Schweiz sei; wie grausam es zugehe; über die kriegsgeschädigten Kinder; die Franzosen haben es gewiß nicht mehr so schön wie in der Schweiz; es seien arme Kinder und auch Frauen, und wir haben es noch schön und gut gegenüber fremden Kindern; wer wird die Schlacht gewinnen? der Krieg ist das Schrecklichste, was es auf der Welt gibt. — Die Frage:

Wer hat schon wegen des Krieges zum lieben Gott gebetet? haben zehn Kinder bejaht, sieben verneint. Sie baten: daß der Krieg ein Ende nimmt; um den Frieden; daß Gott all diese Leute beschützen solle; daß es in der Schweiz keinen Krieg gibt; für die hungernden Kinder, daß ihnen der liebe Gott zu essen gibt.

15 von den 17 Kindern haben auf die Frage: Wer betet noch außer in der Schule auch für sich am Abend oder am Morgen? ein „Ich" geschrieben.

Doch als es hieß: Wer von Euch hat wegen des Krieges schon an etwas Mangel gelitten? haben 16 geschrieben: an nichts; eines: an Brot.

Wenn man Euch heißen würde, wegen des Krieges zum lieben Gott zu bitten, um was würdest du in erster Linie, um was in zweiter Linie bitten? Da haben die meisten geschrieben: daß der Krieg bald ein Ende nehme; um Frieden! Und Einzelne baten: Um Frieden für die hungernden Kinder und Frauen; daß die armen Auslandkinder zu essen haben.

Aber nun die gewichtige Frage: Wer traut dem lieben Gott zu, daß er den Krieg beenden könnte? Da haben alle siebzehn geschrieben: Ich.

Doch nun sind Fragen da, die auch die „Großen" oft umtreiben, so, wenn es heißt:

Wer hat schon nachgedacht, daß der liebe Gott dem Krieg so lange zusieht? Und was denkt Ihr darüber?

Praxis der Hausfrau

Billiger Einkauf

Die eidgenössische Preiskontrollstelle erinnert daran, daß die Detailhandelsgeschäfte verpflichtet sind, verschiedene rationierte Lebensmittel wie Hörnli, Haferflocken, Hafergrütze, Rollgerste, Bohnenkaffee (unbepackt) sowie Kernseife zu besonders niedrigen Preisen zu führen. Die Hausfrauen mögen von dieser Gelegenheit zu verbilligtem Einkauf Gebrauch machen. Wir bringen dies unsern Leserinnen in Erinnerung, falls sie auch andere Frauen zu beraten haben.

BRAUSTUBE HURLIMANN

vis-à-vis Hauptbahnhof Zürich

preiswert - gut essen!

Sie saßen noch vor ihren Tassen, als der Türklopfer anschlug. Und schon stand die Sohnsbraut in der Stube. Jetzt ging die Sonne auf über Benis Gesicht.

„So bist da", sagte Cläri, „so bist da!"

„Komm, sitz zu!" Beni sprach's mit einem Ton, zu dem ein viel schönerer Text gehörte; aber auf die Worte kam es nicht an. Gleich stand auch eine Tasse vor Cläri, eine gemalte, feiner als die andern. Nun saßen sie alle drei um die Tischecke, Beni in der Mitte im Großvaterstuhl „Ihr habt auch an alles gedacht, Mutter", sagte Cläri. „Kaffee habt Ihr sogar noch aufgetrieben. Es ist gut, daß Beni sich nicht auf meinen hat verlassen müssen!" — „Deinen?" fragte Marie, während sie ihre Kaffeemöckli mumpfelte. — „Je ja, ich wollte ein Büchsli mitbringen zum Willkomm. In alle Läden im Ort unten bin ich gelaufen und im letzten hab' ich noch eines ergattert. Wie ich abends den Fußweg herauffomme — es war schon halbdunkel —, da seh' ich mich einen Augenblick aufs Waldbänkli. Plötzlich hör' ich einen Schritt hinter mir, ich nehm' schnell meine Sachen zusammen und lauf' weiter, geschwind den Lichtern vom Dorf zu. Ich hab' auch nur ein paar Minuten gehabt bis zur Landstraße, es ging wie geflogen. Aber wie ich zu Haus meine Sachen abstelle, ist der Kaffee nicht mehr da. Den muß ich im Schrecken auf der Bank haben stehen lassen. Weinen hätt' ich mögen, wie ich's gemerkt hab.' Jetzt ist's auch gleich, der Beni hat ja seinen Kaffee."

Marie wollte etwas sagen, aber der Sohn kam ihr zuvor und neckte Cläri mit ihrer Schreckhaftigkeit. Doch als er das Mädchen traurig werden sah, streckte er ihm die Hand hin und sagte weich: „Weißt, mir ist es jetzt, ich trinke deinen Kaffee."

„He ja, er schmeckt dann besser", brummte Marie und schob ihre Tasse weg. „Ich muß hinaus zu den Geißen."

„Hättest das nicht sagen sollen", meinte Cläri, als die Mutter draußen war.

„Hast recht. Aber ich kann nicht immer zwischen Eiern gehen, trittst rechts, hast eins vertrampt, trittst links, ist eins vertätscht. Das ist Weiberfache."

Die Mutter sprach mit sich selber, während sie die Geißen molk und schüttelte den Kopf zu ihren eigenen Reden.

In den nächsten Wochen gab es nur am Sonntag Kaffee, wenn die Sohnsbraut zu Besuch kam. Marie ließ die jungen Leute dann allein und machte sich in der Küche und draußen zu schaffen. Kaum daß sie ein Kacheli mittrank.

„Die Mutter mag mich nicht", sagte Cläri zu Beni. „Es wäre mir lieber, sie brummelte einmal wieder wie früher, als daß sie mich meidet."

„Mach dir nichts draus. Es ist nur so eine Art", beschwichtigte Beni. „Letzhin: an deinem Geburtstag, da war's grad die Mutter, die dir die Brosche vom Großmetti zuhaben wollte. In den Kopf gesetzt hatte sie sich's, du müssest sie jetzt schon haben."

Es war ein vielfaches vom Wert einer Büchse Kaffee, das Marie Mättler der Sohnsbraut mit der Gabe zugewiesen hatte. Und sie selber wunderte sich, daß doch immer noch etwas nicht im Reinen war. Es ist eben müßlich, wenn im Spiegelbild der eigenen Ueberlegenheit ein kleiner Flecken sichtbar wird, dort, wo er einen am meisten stört.

Der Sohn erholte sich von Woche zu Woche. Mit der Gesundheit nahm auch die Heiratslust zu. Beni sagte zur Mutter: „Du kannst froh sein, daß es nicht eine Reichere ist; denn sie nahm es vielleicht schicken auf einem Schuldengütlein wie 's „Bergli".

„Jedenfalls zum Haarstutzer kann sie's dann nicht mehr tragen", meinte trocken die Mutter.

Beni bekam einen roten Kopf. „Das ist nachher meine Sache."

Kannst nicht endlich still sein? sagte Marie Mättler zu sich selber, als sie den Sohn verärgert hatte. Aber es zog ihr jedesmal das Herz zusammen, wenn Beni von Heirat, Hochzeit und dem neuen Hausstand sprach. Und es mußte doch einmal sein. Es war ihr, als sollte sie etwas von sich abwerfen, um der Sohnsbraut frei entgegenzukommen.

Eines Tages war es so weit im Berggütli. Die Kammer stand gerüstet für das junge Paar. Benis Hochzeitsanzug baumelte auf der Laube, und ein weißes Sträußlein lag bereit für sein Knopfloch. Die Nachbarn hatten allerlei nützliche Gaben gebracht. Am Hochzeitsvorabend stand die Mutter mit der Sohnsbraut vor den neuen Sachen im alten Häuschen und man verhandelte über Wert und Verwendung.

„Seht, da steht ein Päckchen noch verschnürt", rief Cläri, „He, mach's auf", sagte die Mutter.

„Ein Päckli Kaffee!" Cläri lachte. „Es nahmt mich grad an mein verlorenes, wißt Ihr, das ich Euch bringen wollte, als Beni aus dem Spital kam."

„Dieses ist es wohl auch", brummelte Marie. „Ich muß dir's jetzt sagen, Cläri, eh du meine Schwieger wirst. Damals, da hätt' ich so gern dem Beni ein Käfeli vorgesetzt — der Doktor hat es mir noch geboten — und ich hatte keinen, kein Körnlein mehr, mochte auch nicht die Leute drum bitten, und grad da, auf dem Weg ins Spital, wie es mich so reute und ich fast um ein wenig Kaffee gebetet hätt', da steht mir beim Büchsli vor der Nase. Wußte ja nicht, wem es gehört, nahm es einfach mit. Nur Freude hatte ich dran; erst nachher kam mir's, daß ich Unrecht tat. Aber der Beni war da, und noch so schwach! Und so gedankt hat er mir! Dann bist du gekommen — du weißt's ja selber, wie du uns vom verlorenen Büchsli erzählt hast. Ich hab' mich geschämt und nichts gesagt. Es war nicht recht von mir. Und jetzt wollte ich im Reinen sein, eh du ins Haus kommst."

Cläri sah die alte Frau an, während sie zuhörte, und allerlei Gedanken schienen ihr durch den Kopf zu gehen: wie Licht und Schatten zog's ihr über die Stirn. Dann antwortete sie: „Mutter, Ihr habt recht, daß Ihr mir's sagt. Wenn ich einmal vergessen tät, wie lieb Euch der Beni ist — und Euch ist er ja lieb gewesen, eh' ich noch auf der Welt war —, so brauch' ich nur die Kaffeebüchse anzusehen, gelt?"

Marie blickte erstaunt und dann freundlich auf die Sohnsbraut. „Du bist ein gutes Kind", sagte sie und streckte ihr die Hand hin.

„Kleine Passion"

Am ersten sonnigen Frühlingstag, der sich aus winterlichem Morgennebel löste, flattert ein braunes Wesen vom Gesimse auf und stößt gegen die Scheibe. Ratlos sucht es den Ausgang, dann setzt es sich wie still sich besinnend nieder und breitet die Flügel aus. Ein Tagpfauenauge ist in irgendeinem Winkel aus unscheinbarer Larve zum Leben erwacht. Holdes, süßes Wesen, erste lebendige Blüte des Frühlings! Warm glänzt dein samtener brauner Flügel und wundersam schimmern in zarten Irisfarben die Pfauenaugen, die dir den Namen gaben. Doch nicht lange dürfen wir uns des Anblicks freuen. Ratlos und rastlos beginnt er aufs neue gegen das

Nur fünf Kinder hatten schon derart gesonnen, die zwölf andern bekannten ehrlich ihr: „Ich nicht" zur ersten Frage. Doch wie viel des Beherzigenswerten, wenn die kleinen Denker auf die zweite Frage, die alle beantworteten, eingehen. Ist nicht vieles vorweggenommen, was die Erwachsenen denken, die Gläubigen, die Fatalisten und die Zuversichtlichen? Die Kinder schrieben: Der liebe Gott weiß, was er im Sinne hat; es ist schon recht, was der liebe Gott macht, vielleicht ist es nachher zu unserm Nutzen. „Er will die Menschen strafen", schrieben zwei; er hat gemacht, daß es Krieg gibt, weil nicht alle Menschen gut sind; er will es so haben, weil nicht alle Menschen zu ihm beten; es wird wohl so sein müssen; der liebe Gott konnte nicht noch länger zusehen: er wartet nur, bis die rechte Gelegenheit da ist; der liebe Gott will keinen Krieg haben mit den Menschen, er will sich nicht drein mischen. „Daß es ihm nicht verleidet, dem Krieg zuzusehen!" meint temperamentvoll das eine, und wie zur Antwort zwei andere in großem Vertrauen: Es dürfte jetzt dann schon Frieden geben, aber er will es jetzt so; — ich denke, er denke, es gebe dann wieder einmal einen größeren Frieden.

Wie sich Kinder, denen weder Eltern, noch Schule, noch Presse von „der Schuld des Feindes" sprechen, sich spontan zur Frage: „Wer glaubt Ihr, sei schuld am Kriege?" stellen, ist instruktiv. Vier Schüler schrieben: Alle Menschen auf der Welt; sonst aber hieß es sehr verschieden: Die Generäle, die mit ihrem Volk nicht zufrieden sind; die, die immer mehr wollen, als sie haben; ein paar Männer, die miteinander stritten und dann einander verprügelten; bis es zum Krieg kam; die streitsüchtigen Leute; alle Völker sind ein wenig schuld.

In welchem Falle würde es nie mehr Krieg geben?

Die schwere Frage, die wohl seit Menschengedenken immer bewegt hat, beantworten die Bergkinder aus ihrem unverstellten Empfinden ganz einfach: „Wenn die Leute friedlich wären", meinen ihrer sechs; wenn alle gut wären zu einander; wenn die Leute machen, was der andere will; wenn alle miteinander Freundschaft hätten; wenn alle einander dienen würden; wenn die Leute, die Völker und alle Länder einander zuliebe täten; wenn alle gleich gesinnt wären und einander verstehen würden. Radikal meinen zwei Pessimisten: wenn kein Mensch mehr auf Erden wäre; wenn die Welt aussturbe. — Realistisch meint eines: Wenn die Menschen mehr Verstand hätten! Und schließlich fehlt nicht die Meinung des gläubigen Kindes: „Wenn der liebe Gott überall regieren würde." —

„Gastwirt" großen Stiles

„Es reifen heute für uns Früchte, deren Aussaat weit in die Vergangenheit zurückreicht. Wir haben unsere Arbeit am Anfang des letzten Weltkrieges begonnen, und als im Jahre 1917 bis 1918 soziale Spannungen auch das Wirtschaftsleben der Schweiz erschütterten, suchten wir auf neuen Wegen die Menschen einander näher zu bringen." So beginnt der Jahresbericht des

Schweiz. Verband Volksdienst

und wir folgen dem aufschlußreichen, mit Bildern aus den Betrieben anschaulich gestalteten Berichte mit Spannung, denn das „Reifen der Früchte" ist nichts anderes als ein Anwachsen des ohnehin schon großen Werkes, ein „Gebrauchtwerden" einer Organisation für vaterländisch und menschlich wichtige Aufgaben, wie sie — analog der Zeit des 1. Weltkrieges sich heute wieder und in vermehrtem Maße stellen.

Die Verpflegung von täglich rund

35,000 Menschen

in Fabrikkantinen, Speiselokalen von behördlichen Betrieben, dazu von weiteren 10,000 Wehrmännern in den Soldatenstuben ist heute dem seit seiner Gründung von Frau Dr. Else Züblin-Spiller initiativ geleiteten Verbande anvertraut. Ein wohl eingearbeiteter Stab tüchtiger Kräfte, eine große Schar von Mitarbeitern, vor allem Mitarbeiterinnen, steht ihr zur Seite, ein Personal von insgesamt

1127 Personen

bewältigt die ständig wachsende Arbeit. „Reifen der Früchte" darf hier aber auch heißen, daß das bewußte Auswerten jahrzehntelanger Erfahrungen, das systematische Aufbauen einer bis ins kleinste durchdachten und gewordneten Werkgemeinschaft es heute erlaubt, mit großer Elastizität den wachsenden Schwierigkeiten, die Zeiten wie heute zur Genüge schaffen, gewachsen zu sein und mit Freude und ohne Scheu vor Hindernissen neu andrängende Aufgaben zu bejahen.

Zehn neue Betriebe sind 1942, acht weitere Betriebe im ersten Quartal 1943 eröffnet worden, in stattlichen Wohlfahrtshäusern industrieller Betriebe die einen, in Soldatenhäusern oder schlichten Baukantinen die andern. Unter den zurzeit 84 Betrieben stehen zahlenmäßig voran die Kantinen, Speisehäuser, Wohlfahrtshäuser industrieller Betriebe; aber auch ein Ski- und Ferienheim, eine Bäderheilstätte für Unfallpatienten, zwei Hotelbetriebe (das Foyer Suisse in London ist durch Bombardement zerstört und derzeit außer Betrieb), die Dienstküche der Brandwache der Stadt Zürich, Kantine und Restaurant eines Flughafens, zehn Milchküchen für das Personal der S. B. B., die städtische Volksküche Biel — um nur einige zu nennen — sind „S. V.-Betrieb".

Der Totalumsatz im Jahre 1942 betrug in den 117 Betrieben und ca. 120 Soldatenstuben Fr. 11,499,492.—.

Alle Gasthäuser des Verbandes werden — ein seit Beginn bewährtes Prinzip — alkoholfrei geführt. Arbeiter bei Schwerarbeit, Soldaten, ja auch die Bauarbeiter auf 2000 Meter Höhe haben sich daran gewöhnt und fühlen sich wohl dabei. (Wie viel die 35,000 täglichen Gäste an gesundheitlicher Widerstandskraft und an erspartem Geld dadurch gewinnen, wie viel dies beiträgt, häusliche und gastgewerbliche Sitten zu „sänftigen", kann keine Statistik fassen!)

Daß es im Lauf der Jahre nicht beim Sorgen für gute, genügende und billige Ernährung allein verblieb, daß sich die Fabrikfürsorge manchem Betriebe anfügte und entwickelte, daß hauswirtschaftliche Kurse für die Frauen der Arbeiter und die jungen Arbeiterinnen vielerorts eingerichtet wurden, daß die Kantinenmutter, die Wohlfahrtshausleiterin, die Fabrikfürsorgerin ein mütterlich warmes Element in diese Arbeit brachten, sind wohl natürliche Folgeerscheinungen. Denn Frauen sind am Werk, um, wie der Bericht es sagt, „Brücken zu bauen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, gegenseitiges Verständnis zu schaffen". Im Zeichen des Anbauwerkes steht eine der jüngsten Abteilungen des Verbandes, die „Beratungsstelle für kriegswirtschaftliche Maßnahmen in Gemüsebau und Hauswirtschaft", welche in industriellen Großbetrieben die Anbauleistungen der Arbeiterschaft wie auch die Privatgärtlein der Arbeiterfamilie betreut, d. h. mit Rat und Anleitung für Gemüsebau und rationelles Kochen in Kriegszeit zur Verfügung steht.

Wo ein Personal von über 1000 Menschen beschäftigt wird, bedeutet das Heranbilden von hauswirtschaftlich geschiektem jungem Nachwuchs eine Art von „Selbsthilfe", die allerdings den Herangebildeten in erster Linie zugute kommt. Durch Anlernkurse in einer eigens geschaffenen Haushaltschule mit Praktikum in Betrieben sucht der Verband strebsamen Mädchen Ausbildung und Existenz zugleich zu bieten.

Die Zeitlage kommt heute den Bestrebungen des Verbandes entgegen, Armee, Industrie und Behörden stützen sich gerne auf die erfahrene Institution; erschwerte Nahrungsmittelbeschaffung macht sie doppelt wertvoll, wenn verstanden wird, solche Großhaushaltungen erfolgreich zu führen — der Verband, das heißt seine Leiterin und jede ihrer Mitarbeiterinnen wiederum sind sich bewußt, in ernster Zeit verantwortungsvolle Arbeit großen Stiles zu leisten, und dies Bewußtsein ist wohl der stärkste geheime Antrieb, immer erneut letzte und beste Kräfte für den Dienst am Volke einzusetzen. E. B.

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.

Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 13.–. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.

58 Dir. **G. E. Lussy.**

Die Entwicklung der Frauenarbeit in der Schweiz

Von Dr. A. Leuch*

Der Ausgangspunkt für die Frauenarbeit, die die Grundlage zur heutigen Arbeitsordnung und zu den heutigen Arbeitsverhältnissen geschaffen hat, liegt im beginnenden 19. Jahrhundert. Entscheidend wirkte das Eindringen der Maschine, die die Arbeit von Hunderttausenden von Heimarbeiterinnen verdrängte. Da auch die Selbstversorger an Textilien und Nahrungsmitteln ihre Betriebe infolge der billigeren Konkurrenz auflösen mußten, ergab sich ein Ueberangebot an Frauenarbeit, das zur Ausbeutung der Arbeitskräfte führte.

Drei Stufen der Frauenarbeit

Die Arbeit aus materieller Not ist die erste und unterste Stufe der Frauenarbeit. Seit der Mitte des Jahrhunderts machte sich dann eine zweite Ursache geltend: da der Großbetrieb der Familie sich durch die zunehmende Arbeit außer Hause auflöste, fühlte sich die Unverheiratete überflüssig und wollte sich wirtschaftlich unabhängig machen, sie fand durch die gesamte wirtschaftliche Umschaltung Arbeit in Handel, Verkehr, Gewerbe. Schließlich führte die vermehrte Schulbildung der Frau zur dritten und höchsten Stufe der Frauenarbeit: sie arbeitete nicht mehr aus Not, nicht mehr um unabhängig zu leben, sondern weil sie die geistigen Kräfte in sich wecken, ihre Persönlichkeit vervollkommnen wollte. Sie ergriff geistige Berufe, sie besuchte Hochschulen. Natürlich wirkten oft diese Ursachen ineinander, jedenfalls aber sieht man aus dieser Entwicklung, daß es die Wandlungen der Wirtschaft sind, die die Frau in dieser Entwicklung vorwärts geschoben haben.

Zur Sicherung der Existenz

waren Aenderungen im Hinblick auf Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen und Lohn nötig. Dies Streben hat Früchte getragen: in der Industrie ist die Arbeitszeit der Frau seit 1877 von der 66-Stundenwoche auf 40 Stunden gesenkt worden, auch bei Handels-, Büro- und Geschäfts-Angestellten wurde sie erheblich gekürzt. Ueberdies sind auf jedem Arbeitsgebiet heute die bezahlten Ferien eine berechtigte Forderung. Durch schönere Arbeitsräume, Abwanderung der Arbeitskräfte in körperlich leichter zu bewältigende Berufe und verschiedene soziale Maßnahmen haben sich auch die Arbeitsbedingungen gebessert. Auf dem Gebiet der Löhne geht die Sanierung am schwersten vor sich. 1888 betrug der Frauenlohn 50 Prozent vom Männerlohn, bis 1913 stieg das Verhältnis nur auf 58 Prozent. Die Forderung „gleiche Arbeit, gleicher Lohn" wird aber auch vom Manne gestellt, weil andernfalls die Frauenarbeit für ihn eine gefährliche Konkurrenz bedeutet. Dagegen wird natürlich geltend gemacht, daß der Mann zur Familienversorgung einen Zuschuß über den Leistungslohn brauche, daß aber eine bessere Entlöhnung der Frau wiederum die Konkurrenzfähigkeit unserer Waren auf dem Auslandsmarkt gefährden würde. Nur größte Solidarität der Frauen wird die Angleichung der Löhne an die der Männer verwirklichen können.

Mittel zur Hebung der Frauenarbeit

sind die Gründung von Berufsverbänden als Förderer der Solidarität, ferner Hebung der Leistungen und gesetzliche Maßnahmen, die dem Schutz und der Förderung der Arbeit gedient haben. Die Berufsorganisationen wurden gegründet zu gewerkschaftlichem Schutz und zu beruflicher Förderung. Seit 1870 bestehen die ersten Arbeiterinnenvereine, die sich 1880 zu einem zentralen schweizerischen Arbeiterinnenverein zusammengeschlossen; bald folgte die Gründung eines Kindergartenvereins, dann der Lehrerinnenverein, der jahrzehntelang eine führende Rolle in der gesamten schweizerischen Frauenbewegung spielte, 1893 der Hebammenverein. Für Hebammen und Krankenpflegerinnen war die Hebung ihrer Stellung viel schwerer, weil eine entsprechende männliche Organisation, die mitgekämpft hätte, fehlte. Die meisten weitern Berufsgruppen organisierten sich dann im beginnenden 20. Jahrhundert; sie alle wollen die Rechte ihrer Mitglieder stützen und Berufsschulen, Lehrlingsverträge, Alters- und Unfallversicherungskassen gründen. Durch alle diese Neuerungen besserten sich auch die Leistungen, was wiederum den Arbeitsmarkt günstig beeinflußt. Dank dieser Erfahrung hat sich auch in der kulturellen Anschauung ein Wandel zugunsten der Frau vollzogen, und ihr Freiheitsbewußtsein hat sich gestärkt.

Die Berufsausübung

Für sie mußte nun besonders gesorgt werden. Während der Krise des letzten Weltkrieges wurde eine Berufsberatung für Mädchen gegründet, die die Möglichkeit hat, bei aller Berücksichtigung der individuellen Wünsche auch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu regeln. Die Zentralisation aller Bestrebungen für die berufstätige Frau erfolgte dann 1922 mit der Gründung der Zentralstelle für Frauenberufe. Den Höhepunkt in der Geschichte der schweizerischen Frauenarbeit bildete die SAFFA. Auch gemischte Verbände wie die sozialdemokratische Partei der Schweiz sind für die Berufsinteressen der Frau wie für die des Mannes eingetreten, und beim Bundespersonal, bei den Lehrerinnen und kaufmännischen Angestellten ist auf ähnliche Weise die Besserung durch den gemeinsamen Kampf beider Geschlechter erreicht worden. Sobald aber die Frau in die Arbeitssphäre des Mannes eindringt, ist natürlich dieses gemeinsame Handeln verunmöglicht.

Berufswahl

Es ist durchaus irrig, anzunehmen, daß der Frau heute alle Berufe offenstehen. Die Frau darf überall dort arbeiten, wo sich billige untergeordnete Arbeit bietet, will sie zu höhern Posten aufsteigen, stellten sich ihr Praxis und Gesetz oftmals entgegen. Verhältnismäßig unabhängig wählt sie in den freien Berufen, als Aerztin, Fürsprech, Kaufmann, es hat aber Jahrzehnte gedauert, bis ihr die freie Ausübung eines akademischen Berufes gewährt wurde. So erklärte z. B. das Bundesgericht im Jahre 1886/87, es sei Sache der Kantone, der Frau die Zulassung zur Advokatur zu gewähren, und erst 1923 wurde vom Bundesgericht dieser Entschluß revidiert und damit der Frau eine neue Betätigung erschlossen. Tritt nun der

Staat als Arbeitgeber

auf, kann er auf zwei Arten eingreifen: er kann vor Schädigungen schützen, er kann aber auch die Frau von gewissen Berufen und Stellungen ausschließen. Es bedeutet einen Schutz, daß Frauen nicht mit gesundheitsschädlichen Stoffen arbeiten und keine Nachtarbeit verrichten dürfen, gleichzeitig aber verschließt ihnen dieser Schutz manche Arbeitsmöglichkeit, z. B. im Postdienst oder als Blumenbinderinnen oder Konditorlehrlinge. Gesetzliche Bestimmungen können auch die Berufsarbeit der verheirateten Frau einschränken. Das Bundesgesetz über das Dienstverhältnis der Bundesbeamten hat eine Bestimmung aufgenommen, daß Verheiratung einer Beamtin die Entlassung zur Folge haben könne. Wenn die verheiratete Frau aber grundsätzlich aus der Berufsarbeit ausgeschaltet würde, hätte dies, da ja die Ehe das Ziel der meisten jungen Mädchen ist, zur Folge, daß die Eltern ihre Töchter überhaupt nicht mehr ausbilden ließen oder daß diese den Beruf nur als kurzen Uebergang betrachten und nicht mit vollem Interesse ausüben würden. Dies würde also zu einem Rückschritt in der aufsteigenden Linie der Frauenarbeit führen. Jeder Sonderschutz ist somit ein zweischneidiges Schwert für die Frau, den man eigentlich nur für die schwangere Frau und Mutter begrüßt. — Aber auch der unverheirateten Frau treten im Beruf immer noch Hindernisse entgegen. Von allen Berufen, wo die Bürgerrechte Vorbedingungen

* Nach ihrem Vortrag, gehalten an der Oeffentlichen Kundgebung „Wir Frauen und das Recht auf Arbeit" in Zürich am 15. April 1943.

Maison Edith

GEDIEGENE DAMENBEKLEIDUNG

FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHERWEG 6
TELEPHON 73221

Glas zu flattern, das ihn so unbegreiflich von der hellen weiten Frühlingswelt trennt.

Ich tue ihm zwischen den Fenstern das vielfarbige liebliche Frühlingsgärtlein auf, in dem er den süßen Duft der blauen Hyazinthe atmen und von roßigen und goldfarbigen Primeln seine unsagbar zarte Nahrung saugen kann. Aber er fliegt nicht leicht und froh wie die Falter des Sommers von Blume zu Blume. Was soll ihm das kleine Treibhaus? Ist er doch aus der drückenden Haft seiner ersten Gestalt heraus ans Licht gedrungen, um „im neuen Sonnenlicht die Flügel rasch und freudig zu entfalten." O, ich begreife dich, zartes Wesen der Luft und des Lichts, daß du doch in die Sonne sehnst, die draußen unterm blauen Himmel über den Wassern glitzert. Aber sie wird bald niedergehen, und eh noch die Sterne der kalten Nacht verbleichen, lässest du starr und kalt im Reif, der dann die Wiesen deckt. Laß dir genügen an dieser warmen kleinen Welt.

Ist's Einsicht? Ist's Resignation? Er hat die Nacht im kleinen Gärtlein zugebracht. Dann sahen wir ihn bald auf dem, bald auf jenem Blumenblatt; ja, er flog rund um die Stube und breitete immer wieder einmal in anmutiger kurzer Rast die schimmernden Flügel vor uns aus. Er setzte sich auf die Lampe, auf die Uhr und fand immer wieder, von neuer Hoffnung vielleicht, von alter Sehnsucht gewiß erfüllt, den Weg zum Fenstergärtlein zurück. Aber in den Nachmittagsstunden ist er nicht mehr zu finden. Behutsam setzen wir jeden Schritt, ängstlich nur rühren wir an einen Gegenstand, an dem er unbemerkt hasten könnte. Vielleicht wird er, wenn die Lampe brennt, auf sie zuflattern, und ich kann ihn jetzt in der hohlen Hand fangen und auf eine Blume setzen. Aber er erlebt das Licht nicht mehr oder das, was uns als Licht erscheint. Noch eh es dämmrig wird, sehe ich am Boden nah dem Ofen ein dunkles Dreieck. Da liegt er mit geschlossenen Flügeln müde auf der Seite. Und ich weiß nicht, wie er starb und ob durch meine Schuld. Doch sicher, daß er in der Gefangenschaft starb nach einem einzigen Tag des Lebens.

Als eine Blume, holde, beglückende Erscheinung, ist er vor uns erblüht, und ihn vor Schlimmem zu bewahren, haben wir ihm das Schlimmste angetan. Hätten wir doch das Fenster weit aufgemacht und ihm eine Stunde Lebens gegönnt in freier sonniger Lust, statt eines Tages in enger Haft, eines Tages voll Sehnsucht.

Kleine Passion, darf man sie beklagen in unsern Tagen unmeßbaren Leidens? Kleine Schuld, aus Liebe begangen, muß man sie bereuen in unsern Tagen unsühnbaren Geschehens? Aber Gleichnis ist auch dies Vergängliche. Und der Lebenstag des zu meiner Augen- und Herzensfreude aufgetanen Blauenauges ist wie ein trauriges Märchen von all den Wesen, die sich nicht verstehen, und von tyrannischer Liebe, die quält anstatt zu beglücken.

Martha Weber.

Bücher

Ein Apfel zuviel — oder

Embarras de richesses

Anekdote aus dem Französischen übersetzt von H. A.

Ein junger Mann fragte den Philosophen Franklin, weshalb der Besitz großer Reichtümer fast immer mit Sorgen verbunden sei. Der Denker, der neben sich ein Körbchen gefüllt mit prächtigen Früchten stehen sah, entnahm diesem einen Apfel und reichte ihn einem im Zimmer spielenden Kinde. Dieses konnte den Apfel kaum mit seinen Händchen halten. Franklin bot ihm einen zweiten an und ... ganz beglückt nahm das Kind ihn mit der andern Hand. Franklin wählte einen dritten prächtigen Apfel und schenkte ihm diesen ebenfalls. Das Kind stemmte seine beiden vollen Händchen gegen seinen Körper und versuchte so, den dritten Apfel zu fassen. Doch nach vergeblichen Anstrengungen, so viel Geschenktes in seinen eigenen Händchen zu halten, ließ es den letzteren auf den Tepich rollen und brach in Tränen aus „Da sehen Sie", belehrte der Philosoph „ein Menschlein, das zuviel besaß, um es genießen zu können; mit zwei Aepfeln war es zufrieden, ist es jedoch nicht mehr mit drei".

Ein Tierbuch

„Wir von Cent Soucis" heißt ein schmales Bändchen, das eine Sammlung selbsterlebter Tiergeschichten enthält, welche Magda Berger (Schupfart im Aargau) im Selbstverlag herausgegeben hat. Cent soucis, das Haus der hundert Sorgen, (aber auch der hundert Freuden!) ist ein Hundezwinger. Alte und junge Tiere sind der Besitzerin ans Herz gewachsen und die Trennung von ihnen ist schwer, sei es, das der Tod sie dahinraffte und man sie in ihrem letzten Ruheplätzchen, das „Niemals wieder" heißt, bestatten muß, sei es, daß man die Zukunft der jungen Tiere bedenken und sie in fremde Hände zu geben hat. Jedes Tier hat seinen eigenen Charakter, seine eigene, bald humorvolle, bald tragische Geschichte. Auch Pferde stellen sich ein, Katzen, Raben, Hühner ... Jeder Tierfreund wird seine helle Freude an dem Büchlein haben, das mit prächtigen Photographien und Handzeichnungen ausgestattet ist. Und mancher wird sogar seine Einstellung zum Tier noch ein bißchen revidieren, denn mit Füttern und etwas Freundlichkeit ist ja noch längst nicht alles getan. Es ist ja schon so, daß das Tier den Menschen oft besser versteht, als der Mensch das Tier. Ganz entzückend ist die kleine Episode von der säugenden Hündin, in deren Hütte sich ein harmloser Igel verirrt hat, ein Ding, das sich bald „lang", bald „rund macht" und das man mit Bellen nicht vertreiben kann: ein Vorgang, den das dumme „Frauerl" droben am Fenster einfach nicht erfaßt.

Das Büchlein hat nicht so sehr literarischen, als menschlichen Wert. Zwei Skizzen, in denen je ein Kater und ein Hund selber zur Feder greifen, um ein kurzes Wortgemisch von sich zu geben, empfinde ich als Mißgriff. Dieser „Kater Murr" soll sich mal an seinem Urvater von E. T. A. Hoffmanns Gnaden ein Beispiel nehmen! A. R.

Neue Bücher

Wissenschaft usw.:

A. L. Vischer: Das Alter als Schicksal und Erfüllung. Benno Schwabe & Co., Basel.

Wilhelm Busch-Album für die Jugend. Mit 851 Bildern. Rascher Verlag, Zürich.

Walter Hugelshofer: Rudolf Koller. Schweizer Künstler, herausgegeben von Oskar Reinhart. Max Niehans Verlag, Zürich.

Peter Meyer: Schweizerische Stilkunde. Von der Vorzeit bis zur Gegenwart. Mit 173 Illustrationen.

sind zur Berufsausübung (Richter, höhere Beamte etc.), ist die Frau ausgeschlossen. Nur langsam werden Versuche gemacht, Frauen an Jugendgerichten, als Amtsvormund und als Polizistin arbeiten zu lassen. Alle Bestimmungen gegen und für ihr berufliches Wirken werden ohne ihre Mitsprache getroffen. Darin ist auch heute noch der entscheidende Mißstand zu sehen.

Darum wird die wirksamste Hebung und notwendige Voraussetzung für die Frauenarbeit die politische Gleichberechtigung sein. Durch die Solidarität aller Frauen, ob verheiratet oder nicht, ob berufstätig oder nicht und durch unser aller Streben nach der Anerkennung als Staatsbürgerin werden wir die Frauenarbeit fördern im Interesse der Arbeitenden, der Arbeit und der Volksgemeinschaft. In diesem Sinne müssen wir der Wirtschaftskrise mit Zuversicht entgegengehen, daß es uns gelinge, Rückschritte in der Frauenarbeit zu verhindern. Freiheit der Arbeit adelt den Menschen, verlieren wir unsere einmal erreichte Position, so kann es Jahrzehnte dauern, bis wir den heutigen Stand wieder erreicht haben. An der heutigen Frauengeneration ist es darum, den Weg des Aufsteiges zu erhalten, damit die Frau sich durch sie befriedigende Arbeit mit vermehrten Leistungen in unsere Volkswirtschaft eingliedern kann.

Für unsere Zivilbevölkerung im Krieg

Am 20. April 1943 wird ein neuer Bundesratsbeschluß über die Fürsorge für die Zivilbevölkerung bei Kriegsschäden in Kraft treten. Vor allem soll die Bevölkerung nach Luftangriffen, wenn die Wohnung beschädigt ist, neues Obdach und alle nötige Hilfe erhalten. Obdachlose verbleiben grundsätzlich in ihrer Wohnsitzgemeinde. Wenn ihre Wohnstätte noch bewohnbar ist, behalten sie diese bei, andernfalls wird für neue Unterkunft gesorgt, und zwar, wenn dies nicht bei Verwandten oder Bekannten möglich ist, in Notwohnungen. — In den Gemeinden werden Fürsorgestellen eingerichtet, wo ein Leiter, ein Stellvertreter und freiwilliges Hilfspersonal oder auch Angehörige gewisser Hilfsdienstkategorien arbeiten. Sie haben Notkochstellen, Notlager und Notkrankenzimmer vorzubereiten für Kleider, Wäsche und Einrichtungsgegenstände zu sorgen, den Obdachlosen neue Wohnungen anzuweisen, die Betreuung von Kindern und Gebrechlichen und Alten anzuordnen.

Kleine Rundschau

Nach zweieinhalb Jahren ..

Heilsarmeeoberst Mary Booth, die Enkelin des Gründers der Heilsarmee, wurde, wie von englischer Seite gemeldet wird, von den Deutschen nach zweieinhalbjähriger Internierung in Deutschland freigelassen und ist in London eingetroffen. Mary Booth war gefangen genommen worden, als sie belgischen Flüchtlingen half.

Eine „Anna-Heer-Straße" in Zürich

In einem Außenquartier von Zürich ist eine Straße nach Frl. Dr. Anna Heer, der Mitbegründerin der Pflegerinnenschule genannt worden. Noch lieber hätten es wohl besonders die Schwestern gesehen, wenn die Carmenstraße, die direkt an der Pflegerinnenschule vorbeiführt, den Namen der Gründerin erhalten hätte. Doch sind die Zürcherinnen erfreut, daß diese seltene Ehrung (es gibt in Zürich außer der Spiristraße kaum eine, die den Namen einer Frau trägt) einmal einer Frau zuteil wurde.

Die erste schweizerische Schreinerin

Fräulein Gerda Eichenberger in Beinwil (Aargau), hat vor kurzem die aargauische Lehrabschlußprüfung bestanden, und zwar als beste von allen Kandidaten. Der jungen Kollegin wurde anläßlich des Jahrestages des aargauischen Schreinermeisterverbandes als Anerkennung ihrer Leistung ein Ulmer Hobel überreicht.

Glücksfälle und gute Taten

Einen schönen Beweis vaterländischen Opfersinnes haben die schweizerischen Bienenzüchter an den Tag gelegt. Die Züchtervereine führten nämlich aus eigener Initiative bei ihren Mitgliedern eine Honigsammlung zugunsten kranker Wehrmänner durch. Da die Züchter freiwillig auf einen Teil ihrer eigenen Honigration verzichteten, kam eine Spende von fast 3000 Kilo zustande. Sie soll vor allem herzkranken und tuberkulösen Wehrmännern abgegeben werden, und zwar können diese Patienten nun dank dem schönen Resultat der Sammlung eine richtige Honigkur durchmachen. Man freut sich immer wieder, wenn man von solchen Zeichen des Mitfühlens und Verstehens in unserer Bevölkerung hört und durch sie erkennt, daß es Schweizer gibt, die ohne viel Aufhebens und ohne sich erst auffordern zu lassen, selbst erkennen, wo ihre Hilfe nottut.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Frauenzentrale, Schanzengraben 29. Mittwoch, 28. April 1943, 14.30 Uhr: Jahresversammlung (Jahresbericht etc.). Referat von Oberin Dr. L. Seemann: Gegenwartsaufgaben im Krankenpflegeberuf.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32203

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 81208.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

SCHAFFHAUSER WOLLE

Fachgewandtes **Hotelpersonal** aller Berufsgruppen wird für sofort, Frühjahr und Sommersaison, rasch u. gut **placiert** durch das **Hotelbureau** Gartenstraße 112, **Basel**, offizielles Placierungsbüro des Schweizerischen Hotelier-Vereins **Keine Placierungsgebühr!**

(10)

Die Tante Jä-Jä darf sich meinen!
Das schöne Tischtuch, ganz aus Leinen,
strahlt hier wie Firnenschnee und Eis,
wie neu, und nocheinmal so weiss.

Sie braucht zum Waschen, apropos,
nur Steinfels-Seife und Jä-Soo.

Steinfels Jä-Soo wäscht weisser denn je

Ungeziefer

vertilgt mit Garantie zuverlässig u. billig **A. Sigrist** staatlich geprüft Uraniastraße 34 · Zürich **Tel. 5 82 81**

Heimverdienst mit einer DUBIED-Strickmaschine zu 715.–, 1155.– oder 1280.—. Anlernen inbegriffen. Auf Wunsch Teilzahlung. Verlang. Sie Gratisprosp. No. 50 bei Ed. Dubied & Cie. A.-G., Neuchâtel, **Filiale Zürich, Gessnerallee 34**

Druck-Arbeiten besorgt vorteilhaft und gewissenhaft **Buchdruckerei Winterthur**

Helvetia-Backpulver

Apfelkuchen (ohne Butter)

400 Gr. Aepfel
200 Gr. Zucker
200 Gr. Mehl
1 Ei
½ Zitrone
50 Gr. Mandeln gemahlen
etwas Zimt
1 dl. Milch
½ Helvetia Backpulver
½ Helvetia Vanillinzucker
Sultaninen

Zucker und Eigelb gut verrühren. Zitrone (Saft und Schale), Milch und das mit Helvetia Backpulver vermischte Mehl darunterziehen. Die Springform gut einfetten und mit einem kleinen Teil des Teiges belegen. Die Aepfel in dünne Scheiben schneiden, die Form damit auffüllen, Mandeln, Sultaninen, Zimt und Vanillinzucker darüber streuen. Das zu Schnee geschlagene Eiweiss unter den Rest des Teiges mischen und diesen über die Aepfel giessen: die Hitze des Ofens verteilt ihn von selbst. Backzeit ca. 1 Stunde. Dieser Kuchen ist kalt und warm vorzüglich.

A.-G. A. SENNHAUSER • ZÜRICH

Genf Hôtel des Familles Christliches Hospiz, vis-à-vis Bahnhof
Heimelige Zimmer mit allem Komfort von Fr. 4.50
Mit voller oder halber Pension von Fr. 8–10.—

sparen!

Wir färben Ihre Garderobe in **allen Modetönen.** Wir reinigen Kleider, **Uniformen,** Teppiche, Vorhänge Steppdecken usw. nach bewährtem, schonendstem Verfahren. Trauerkleider innert 24 Std. ohne Zuschlag.
Wir plissieren, dekatieren, imprägnieren.
Vorteilhafte, prompte Lieferung. P 274 Z

Färberei und chemische Waschanstalt AG

WÄDENSWIL ZÜRICH Telefon 966.058 Gegr. 1887

Filialen: Seefeldstraße 8, Tel. 22566; Badenerstraße 60, Tel. 32041; Stampfenbachstraße 36, Tel. 47502; Forchstraße 92, Tel. 267 11; Stockerstraße 45, Tel. 32481.

Ablagen in der ganzen Stadt

Porzellan, Bestecke und Glas
Das Haus mit der Großstadt-Auswahl zu bescheidenen Land-Preisen
Hans Fäh GLASHALLE RAPPERSWIL

Wo kauft die Frau in Zürich?

Alle Küchengeräte nur von **SCHWABENLAND & CIE AG.** Nüschelerstr. 44 Zürich 1

Bei **E. Kellenberger** Fraumünsterstraße 1.
Stets in größter und reichster Auswahl zu erhalten:
Taschentücher, Decken, Spitzen, Appenzeller-gewobene Stoffe, Kinderkleidli
Monogramm in Appenzeller Ausführung werden stets prompt und billigst besorgt

Zoller Bahnhofstr. 35, Zürich 1
Telephon 37240 Postcheckkonto VIII 26185
Reissverschlüsse, Wolle, Pullover Anfertigung von Schnittmustern nach Maß **Reparaturen**

Soldatensocken, Pullover Strümpfe, Kinderartikel
strickt auf Bestellung
Frauenblindenheim DANKESBERG
Bergheimstrasse 22 - Zürich 7
Telephon 25382

Damenhüte
Das Neueste zeigt
B. Giesker
Poststraße 10 - Zürich
Filiale:
Modes Betty
Bahnhofstraße 58

Kleinkinder-Bekleidung und Bébé-Ausstattungen
sind in bester Qualität und in geschmackvoller Ausführung die Besonderheit des
Babyhaus Hertha Sonderegger
Münsterhof 17 Fraumünsterplatz Zürich 1 Tel. 35020

Umstandsgürtel à Fr. 19.50 24.50 — 27.50 etc.
ärztlich empfohlen
Büstenhalter (Spezialmodelle)
Bequeme Probierkabinen
Auswahlsendungen
Gummistrümpfe unsichtbar
Spreizbänder, Knöchelhalter Spezialberatung
Schuheinlagen, Bruchbänder Reparaturen — Auswahlsendungen
Sanitäts-Spezialhaus Central
Limmatquai 124 **F. ILG** bei der Bahnhofbrücke

Schöner – durch die richtige Frisur!
Das ist es ja gerade, worauf es bei der Haarpflege ankommt: nicht einfach frisieren, schneiden, sondern Haarschnitt und Frisur ihrem Gesicht anpassen, um dadurch das Letzte an Liebreiz herauszuholen — ein Prinzip, dem Coiffeur Klenke seine vielen Kundinnen verdankt, deren wundervoll gepflegtes Haar oft Bewunderung erregt hat. Sie sollten es auch einmal probieren und sich im Salon Klenke bedienen lassen. Und wer weiß, vielleicht findet sich eine noch hübschere Frisur für Sie!
COIFFEUR KLENKE
Bahnhofstr. 33, Tel. 361 9, Eingang Peterstr. 1 (1. El.) Zürich

Die nahrhafte Zwischenverpflegung
Meyer's Fruchtpasten
Wertvolle Kraftnahrung,
dank dem reichen Gehalt an Frucht- und Traubenzucker.
Nicht rationiert.
GESCHWISTER MEYER, LENZBURG
Teigwaren- und Biscuitsfabrik

Entschlacke Dich
durch die angenehmen neuzeitlichen OZON-Sauerstofftrockenbäder nach Dr. Laplanche Sehr gute Wirkung bei **Rheuma, Hexenschuß, Gicht, Gelenkleiden,** hohem Blutdruck, **Schwindelanfällen,** Fettleibigkeit, Diabetes und **unreiner Haut, Akne, Ekzem.** Spezialeinrichtung im **Institut für Ozon-Therapie, ZÜRICH 1, Zähringerstraße 21.** Tel. 23370 Aerztliche Kontrolle.

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 21652, Ablage Badgasse 21642

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770
Filiale Bahnhofplatz 7
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

Inserieren bringt Gewinn